

Historischer Verein des Kantons Bern

Vorträge des Wintersemesters 2007/2008

Dr. Klaus Oschema, Heidelberg/Bern

Partnerlook und Kleidertausch. Kleidung als Freundschaftszeichen im Mittelalter

In der europäischen Vormoderne kam der Kleidung als sichtbarer Hülle des Körpers eine bedeutende Rolle für die soziale Verortung des Individuums zu. Die Einsichten, die der Gebrauch der Kleidung beim Tragen, aber auch als Gegenstand des Geschenkverkehrs, der Geschichtswissenschaft vermittelt, gehen weit über die Fragen zu den Modetrends hinaus. Einzelne Kleidungsstücke sowie die Qualität der verwendeten Stoffe dienten den Zeitgenossen zum Ausdruck der sozialen Stellung, zur Markierung der Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen, zur Ausgrenzung von Randständigen und zu vielem mehr.

Diese Fragen und Phänomene sind bereits seit längerem Gegenstand der historischen Forschung, insbesondere zum späten Mittelalter und zur frühen Neuzeit. Was dagegen weniger in den Blick geriet, sind Praktiken, die aus moderner Perspektive einerseits an den rituellen Tausch einzelner Kleidungsstücke nach Sportveranstaltungen erinnern, andererseits aber als «Partnerlook» zu qualifizieren sind: Der Austausch von Kleidungsstücken zwischen ranggleichen Partnern wird, zumal ab dem hohen Mittelalter, im Rahmen politischer Friedens- und Bündnisschlüsse praktiziert und lässt sich unter anderem als Bezugnahme auf die biblische Erzählung vom idealen Freundschaftspaar David und Jonathan erklären. Kleidergeschenke lassen sich aber zum späten Mittelalter hin auch in weniger spektakulären Zusammenhängen nachweisen, wo sie offensichtlich eine enge persönliche Bindung der Beteiligten markierten, die bis hin zu quasi magischer Einflussnahme auf das Gegenüber reichen konnte.

Als Markierung einer intensiven Bindung lässt sich auch die Praxis der identischen Kleidung zweier (oder mehrerer) Partner nachweisen. An der Schnittstelle literarischer, bildlicher und historiographischer Darstellungspraktiken existieren zahlreiche Verweise auf Personen, die in der öffentlichen Darstellung oder im alltäglichen Gebrauch gleich gewandet waren. Das Motiv ist insbesondere in Erzählungen von idealen Freundespaaren zu finden, unter denen die Erzählung von «Amicus und Amelius» herausragt. Zum späten Mittelalter hin begegnet man aber auch historiographischen Verweisen auf Herrscher, die sich mit gleich gekleideten Personen umgaben.

Handelt es sich hierbei vorrangig um einen Schutz vor Attentatsversuchen, oder nicht doch vielmehr um eine Auszeichnung besonders eng mit dem Herrscher verbundener Individuen? Der weit verbreitete und prägende Gedanke von der physischen Ähnlichkeit (bis hin zur Identität) idealer Freunde legt es nahe, von einem Vorrang des Freundschaftsmotivs auszugehen.

Prof. Dr. Rainer C. Schwinges, Bern

Zwischen Talar und Mode. Studenten- und Gelehrtenkleider im späten Mittelalter

Gerhard von Wieringen, ein holländischer Student an der Universität Köln im 15. Jahrhundert, führte ein kleines Notiz- und Abrechnungsbuch, in welchem er während fast vierzig Jahren Einzelheiten über sein privates und familiäres Leben festhielt. Es setzt ein mit seiner Studentenzeit und dauert bis zu seiner Tätigkeit als Priester in Jülich. Ausser den Angaben zum täglichen Leben, der Universität und seinen Studien, den Freunden und der Familie, Notizen zu Handwerk und Handel, enthält es einen reichen Fundus an Informationen zur Kleidung, deren Herstellung und Materialien, über Ledergegenstände und Polsterungen der Kleider. Von besonderem Interesse ist seine Buchführung zu den Ausgaben für Schneider und Schuhmacher, die die Talare, die Hosen, die Gürtel, Hüte, Westen und Schuhe fertigten. Sie lassen den Eindruck aufkommen, dass es Gerhard von Wieringen – als Student und als Geistlicher – wichtiger war, den Modeströmungen zu folgen, als die vorgeschriebenen akademischen und klerikalen Kleidungsvorschriften einzuhalten.

Serge und Marquita Volken, Lausanne

Zeitreise auf Schusters Rappen. Schuhe des Mittelalters und der Neuzeit

Die Entwicklungsgeschichte der Schuhe ist nur wenig erforscht. Als Grundlagen können einerseits archäologische Funde, andererseits bildliche Quellen dienen. Schon frühe archäologische Grabungen förderten auch Lederreste von Schuhen zu Tage. Diese Altfunde sind jedoch häufig schwierig zu interpretieren, da ihre Dokumentation nicht den heutigen Anforderungen entspricht. Als Beispiele dienen die um 1910 geborgenen Lederstücke aus dem Wassergraben des Schlosses Hallwyl, die in drei riesigen Schubladen voller Lederfetzen und Schnipsel zum Schuhexperten gelangten, sowie Lederfunde aus dem 10. und 11. Jahrhundert von Grabungen am Petersberg in Basel, die zwar nach einzelnen Teilen sortiert, aber getrennt von deren ursprünglichem Zusammenhang auf über hundert Papptafeln montiert sind.

Aktuelle Grabungen bergen frisches Fundmaterial, das im besten Fall noch im Erdklumpen auf den Labortisch des Forschers gelangt. Dies ist für eine Analyse deshalb günstig, weil so der Zusammenhang der erhaltenen Teile direkt sichtbar ist und man die Schuhe eindeutig rekonstruieren kann. In minutiöser Kleinarbeit entstehen etappenweise zuerst dreidimensionale Papiermodelle, Schnittmuster und schliesslich Schuhreproduktionen im Massstab 1:1. Auf diese Weise wird es möglich, die technischen Veränderungen in der Schuhherstellung zu verfolgen.

Die Ergebnisse können durch einen Vergleich mit Abbildungen von Schuhen ergänzt werden. Diverse Darstellungen seit dem mittleren 15. Jahrhundert lassen Rückschlüsse auf technische Details sowie auf feststellbare Veränderungen des Geschmacks zu. Nicht immer ist den bildlichen Quellen jedoch vorbehaltlos zu trauen: Die im 15. Jahrhundert häufig dargestellten Schnabelschuhe mit extrem hohen Spitzen sind dem Schuhforscher in archäologischen Funden nie begegnet. Eine moderne Rekonstruktion der Schuhe ermöglicht es zudem, den Gebrauch der Schuhe auf ihre Tauglichkeit und Bequemlichkeit hin zu testen.

Karen Christie, Bern

Als noch die Männer die Hosen anhatten. Eine Kulturgeschichte der Hosen mit Beispielen aus dem Historischen Museum Bern

Die älteste bekannte Hose ist diejenige der circa 5300 Jahre alten Mumie «Ötzi». Sie ist aus Ziegenfell gefertigt und besteht aus zwei einzelnen Hosenbeinen, die an einen Kalbsledergürtel befestigt wurden. Auch die Kelten trugen meist Hosen aus einzelnen Beinlingen, nicht aber wie «Ötzi» einen Lendenschurz, sondern ein an einem Gürtel befestigtes, von vorne zwischen den Beinen nach hinten gezogenes Tuch, «Bruch» genannt. Griechen und Römer trugen keine Hosen. In ihren Augen waren es nur die Barbaren, die etwas so Anstossendes anziehen konnten.

Bis ins Mittelalter veränderte sich die Männermode kaum, weiterhin wurden Beinlinge getragen, darüber eine bis an die Knöchel reichende Kutte. Sichtbar wurden die Beinlinge erst in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts im Zusammenhang mit einer neuen Bewaffnung, dem Kettenpanzer. Die darunter getragenen, taillierten Röcke waren so kurz, dass die eng sitzenden und mit Bändern am Panzer befestigten Beinlinge zur sichtbaren «Hose» wurden. Da diese eng und nicht dehnbar waren, wurden sie zwecks besserer Beweglichkeit geschlitzt.

In der Söldnertracht des 16. Jahrhunderts wurden solche Schlitzlöcher zu einem dekorativen Element. Auffällig an dieser Kleidung war zudem die Schamkapsel, auch «Braguette» genannt. Interessant ist, dass die Mode der Landsknechte später von der Oberschicht übernommen wurde.

Im Zuge der Gegenreformation entwickelte sich die weniger aufreizende spanische Mode: Dunkel und einfarbig breitete sie sich in den katholischen Ländern aus. Auch in unserem Raum setzte sich die spanische Pluderhose durch. Im 17. Jahrhundert wurde sie von einer holländischen Erfindung – einer weiten Rockhose mit reichen Verzierungen – abgelöst.

Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts wurde nach französischem Vorbild unter dem kurzen «Justaucorps» die enge Kniehose «Culottes» getragen. Es war nicht ungewöhnlich, zu einem Anzug zwei Paar Hosen anfertigen zu lassen: ein Paar, das nur stehend getragen werden konnte, ein zweites, das ein Absitzen erlaubte.

Die Modeentwicklung der Männer nahm mit der französischen Revolution ein vorläufiges Ende. Die Republikaner kleideten sich in «Pantalons», geraden Hosen, die auch «Sansculottes» genannt wurden. Nach den Napoleonischen Kriegen und dem Wiener Kongress dominierte die englische Mode. Damit setzte sich diejenige Männerkleidung durch, die uns bis heute vertraut ist.

Dr. Margret Ribbert, Basel

Kleidung auf mittelalterlichen Wirkteppichen. Eine Untersuchung anhand der Basler Beispiele

Aus dem 15. Jahrhundert hat sich eine stattliche Anzahl von qualitätvollen Wirkteppichen erhalten, die in Basler Werkstätten gefertigt wurden. Sie entstanden während der kulturellen und künstlerischen Blüte am Oberrhein im späten Mittelalter. Lebendig, anschaulich und farbenfroh schildern sie Szenen des damaligen Lebens, historische und biblische Szenen oder Darstellungen aus dem Bereich der Wildleute und Fabelwesen. Darstellungen profaner Themen, oft in idealisierender Sicht, überwiegen in dem überlieferten Bestand. Auf vielen Teppichen sieht man Menschen in kostbarer, festtäglicher Kleidung, die deutlich an den modischen Idealen der Zeit orientiert ist.

Im Vortrag wurde die auf den Teppichen dargestellte Kleidung der Figuren vor allem bezüglich ihrer Funktion im Bildganzen, ihres Quellenwertes und der modischen Aktualität befragt. Trotz der zu Vereinfachungen zwingenden und einschränkenden Technik des Wirkens zeigen die Bildteppiche ein getreues Abbild spätmittelalterlicher Kleidung. Kleidungsdetails, komplizierte Stoffmuster, Gürtel und andere Accessoires sind von erstaunlicher Genauigkeit. Im Vergleich mit Basler Porträts und Nachlassverzeichnissen wurde untersucht, inwiefern diese Kleidung der damals in Basel getragenen entspricht oder ob es sich um idealisierte, an höfischen Vorlagen orientierte Darstellungen handelt.

Johannes Pietsch, Dipl.-Restaurator Univ., Riggisberg

Das Wechselspiel von Körper und Kleidung. Unterschiedliche Konzepte zur Formung der menschlichen Gestalt durch Kleidung im Mittelalter und in der frühen Neuzeit

Im Laufe der Kostümgeschichte vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit war nicht nur die modische Silhouette steter Veränderung unterworfen, sondern auch die wechselseitige Beziehung von Kleidung und menschlichem Körper fand in immer neuen Ideen ihren Ausdruck.

Während des 12. und 13. Jahrhunderts wandelte sich der noch aus der Antike stammende weite Tunikaschnitt der Gewänder vor allem bei den Frauen zu einer Form, die eng am Oberkörper anlag und dadurch die natürliche Schönheit der Körperformen unterstrich. Später setzte sich ein neues Konzept durch, das durch enge Kleidungsstücke die einzelnen Gliedmassen des Körpers extrem betonte und so auch die Unterschiede von Männer- und Frauenkleidung besonders hervorhob. Erste Ansätze zu diesem neuen Verständnis gab es im 14. Jahrhundert, wo bereits durch Auspolsterungen an bestimmten Teilen der Kleidung versucht wurde, den Körper nach einem Schönheitsideal zu formen. Diese Entwicklung gipfelte in einer höchst stilisierten Mode im 15. Jahrhundert, die gekonnt mit der Ver- und Enthüllung des Körpers spielte. So gab es einerseits weite, faltenreiche Obergewänder, andererseits bei den Männern eng anliegende Hosen und Wämser sowie knapp sitzende Oberteile und grosse Décolletés in der Frauenkleidung. Gleichzeitig diktierte der Zeitgeschmack die Tendenz zur Überlängung der Gestalt durch spitze Schnabelschuhe und hohe Kopfbedeckungen.

Im Einklang mit Renaissanceideen entstand um 1500 eine in den Formen gelockerte, wenngleich ungemein luxuriöse und stoffreiche Kleidung, die das Idealbild des gesunden, kraftstrotzenden Menschen durch die Kleidung betonte und entgegen der davor herrschenden Mode eher breite Formen bevorzugte. Im Gegensatz dazu ging die Formung des Körpers durch die Kleidung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts so weit, dass unter dem Einfluss der spanischen Hofmode der menschliche Körper durch rigide Korsetts, Reifröcke und Auspolsterungen in abstrakte geometrische Formen gezwängt wurde. So veränderten sich vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit immer wieder die ästhetischen Vorstellungen, nach denen die Bekleidung den natürlichen menschlichen Körper entweder hervorhob oder aber nach den jeweils herrschenden Schönheitsidealen umzuformen versuchte.

Dr. Charlotte Gutscher, Bern

Warum der Schneider nicht Näher heisst! Das Schnittmusterbuch von Salomon Erb aus dem Jahr 1730

Das von Quirinus Reichen und Karen Christi erforschte und publizierte Schnittmusterbuch, das sich im Historischen Museum Bern befindet, ist ein ausserordentliches Zeugnis zum Schneiderhandwerk des 18. Jahrhunderts.* Nach einem einführenden Gedicht, das den Weg eines Schneiders bis zur Meisterprüfung schildert, folgen 25 Beispiele von Kleidungsstücken – vorgestellt durch fein ausgeführte Aquarelle, die sie als Schnittvorlagen und in ausgeführter Form zeigen. Zugehörige Texte auf Deutsch und Französisch liefern zudem die notwendigen Stoffberechnungen und in einzelnen Fällen auch eine Schneidanleitung. Bei einem grossen Teil der Kleidungsstücke handelt es sich um Amtstrachten, die speziell auf bernische Bedürfnisse abgestimmt sind, indem sie etwa in einer offiziellen Ausführung und einer Variante für den «Äusseren Stand» gezeigt werden. Trotz dieser typisch bernischen Eigenheiten weist nichts darauf hin, dass das Schnittmusterbuch in offiziellem Auftrag hergestellt worden wäre, und es bleibt unklar, ob je Berner Amtstrachten nach diesen Schnittmustern gefertigt worden sind.

Der Autor des Buches, der aus Röthenbach im Emmental stammende Schneider Salomon Erb, ist zwar in Berner Schriftquellen zu fassen, doch betreffen diese Angaben nur private Angelegenheiten. Erb ist trotz dieser Mustersammlung und dem damit erbrachten enormen Leistungsausweis nie in die Berner Schneiderzunft zu Mohren aufgenommen worden. Sein Name findet sich ebenfalls nirgends in den Gesellschaftsmanualen. Wozu diente also das Buch? Wollte sich der auswärtige Schneider Erb damit in Bern einen Namen machen? Warum ist ihm das nicht gelungen? Die offenen Fragen zeigen, dass das singuläre Werk über die wertvollen Informationen zum barocken Schneiderhandwerk hinaus gerade für Bern eine Bedeutung besitzt, die im Einzelnen noch zu erforschen wäre.

* Quirinus Reichen; Karen Christi: *Das Schnittmusterbuch von Salomon Erb: «Livre des chefs d'oeuvre de la maistrise des tailleurs de Berne, 1730»*. Bern 2000 (Glanzlichter aus dem Bernischen Historischen Museum).

Lic. phil. Regula Wyss, Bern

Von zu hohen Kappen und zu dicken Perücken. Verstösse gegen die Berner Kleiderordnungen im 17. Jahrhundert

Seit dem Spätmittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts versuchten die Obrigkeiten verschiedener Städte immer wieder auf die Bekleidung ihrer Untertanen Einfluss zu nehmen. Die ersten Kleidervorschriften tauchten im Rahmen städtischer Sittengesetzgebungen auf und wurden an verschiedenen Orten im 17. Jahrhundert zu eigenständigen Kleidergesetzen ausgebaut und verschärft, so auch in Bern.

Die bernische Obrigkeit beschränkte den übermässigen Aufwand in der Bekleidung der Untertanen. Je nach Standeszugehörigkeit wurden mehr oder weniger aufwändige Kleider geduldet. So durften Personen von Stand edle Stoffe wie Samt und Seide für ihre Bekleidung verwenden, während dies für Bedienstete verboten blieb. Jedoch galt für alle der Grundsatz, sich bescheiden zu kleiden. Die Kopfbedeckungen der Frauen durften einen Höchstpreis nicht überschreiten, goldene und silberne Spitzen und Perlen an den Kleidungsstücken wurden gänzlich verboten. Gleichzeitig stieg der Einfluss der höfischen Mode aus Frankreich auf das restliche Europa an. Aufgetürmte Frisuren bei den Frauen, lange und dicke Perücken bei den Männern und reiche Spitzenverzierungen allgemein waren «à la mode». Diese Konstellation brachte eine ansehnliche Zahl an Delinquenten und vor allem Delinquentinnen hervor. Bislang richtete sich der Fokus der Forschung stark auf normative Quellen. Aufzeichnungen über die Verstösse gegen die Kleidervorschriften ermöglichen dagegen einen Blick auf den Umgang mit den Normen im Justizalltag. Dabei zeigt das Fallbeispiel Bern aus den Jahren 1694–1696, dass bei Kleidervorschriften neben religiösen und wirtschaftlichen immer auch soziale Motive, die auf gesellschaftliche Distinktion zielen, beteiligt waren.

Im ausgehenden 17. Jahrhundert zählten Frauen aus der Berner Oberschicht zum typischen Täterprofil. In mehr als drei Viertel aller Fälle handelte es sich um weibliche Delinquentinnen. Obwohl sich viele Vorschriften explizit an Mägde richteten, finden sich unter den Angeklagten deutlich mehr Frauen aus der Oberschicht. Insgesamt wurden mehr als ein Viertel aller Verstösse von Personen aus dem Kreis der Amtsinhaber und ihrer Familien begangen, also von denjenigen Kreisen, die die Vorschriften selbst mitgestalteten. Für die Berner Obrigkeit waren Kleiderordnungen damit auch ein Mittel zur Selbstregulierung.

Bekleidung ist Teil und Ausdruck unserer Identität, unserer Persönlichkeit, aber auch unserer Befindlichkeit und Gesinnung. Sie sendet an die Umgebung Botschaften aus, die begierig aufgenommen werden. Mit Carlo Michael Sommer und Thomas Wind ist davon auszugehen, dass die Kleiderbotschaften desto weniger ins Gewicht fallen, je mehr man von einem Menschen weiss und je länger man ihn kennt.* Fragen der nonverbalen Kommunikation und der Signalwirkung bestimmen unsere Beziehung zu den Mitmenschen. Signalwirkung haben beispielsweise bestimmte Farben oder auch Uniformen. Die Botschaften sind sofort «lesbar».

Der interdisziplinäre Ansatz ist gerade in der Modeforschung ausserordentlich wichtig. Die Erfassung von Gesamtphänomenen setzt vernetztes Denken voraus. In der Mode ist der Einbezug verschiedenster Disziplinen hochinteressant; der Begriff Kulturgeschichte umfasst eigentlich Geschichte, Kunstgeschichte, Soziologie, Psychologie usw., worin auch das Potenzial des Themas Mode liegt. Das Zeichensystem der Mode hat der französische Philosoph Roland Barthes 1967 in seiner Schrift «Die Sprache der Mode» analysiert, indem er eine Konnotationssprache aufbaute.

Der Begriff «Dresscodes» beinhaltet die Begriffe «Kleiderordnung» und «Kleidercode». Unter «Kleiderordnung» versteht man Regeln und Vorschriften zur gewünschten Kleidung im privaten, gesellschaftlichen und geschäftlichen Umfeld. Die Geschäftswelt beispielsweise kennt feinste Abstufungen. Die Kleiderordnung geht eine Wechselbeziehung ein mit der bestehenden Konvention und reagiert auf das Bedürfnis nach Konformität. Im «Kleidercode» hingegen wird die Gesamtheit der zeichenhaften Elemente in einem Kleidungsstil oder in einer Garderobe eines Individuums zusammengefasst. Dazu gehören auch Gesamthabitus und Körpersprache.

Im Blickfeld und im Interesse steht letztendlich immer die Frage nach dem sozialen Status einer Person, ein Erkennen Seinesgleichen, das Sich-Abgrenzen von Andersdenkenden. In unserer pluralisierten Welt, in welcher kein Modediktat mehr herrscht, ist alles möglich. Weder Theater, Opernhäuser noch Konzertsäle verfügen über Kleidervorschriften. So platzierte das Zürcher Opernhaus vor einigen Jahren in den Kinos die folgende Werbung, um auch ein jüngeres Publikum anzusprechen: «Sie brauchen keinen Anzug – Sie brauchen nur ein Ticket.» Aber viele Leute möchten genau diese Orientierungshilfen, diese Leitlinien. Deshalb ist es wohl kein Zufall, dass heute Knigge und Stilberatung Hochkonjunktur haben. Und das Teatro alla Scala in Mailand hat neulich wieder Kleidervorschriften eingeführt.

Dr. Christian Griss, Basel

Kleider machen Schülerinnen und Schüler. Schulkleidung an der Weiterbildungsschule Leonhard (Basel)

Auf Initiative der Budget- und Schuldenberatungsstelle Basel, Plusminus, wurde im Februar 2006 an der Weiterbildungsschule Leonhard ein Pilotprojekt mit einer Schulkleidung gestartet. Ziel war es, die Diskussion über Konsum und Individualität bei Jugendlichen, aber auch über deren Grenzen in der Schule anzuregen. Mit der einheitlichen Schulkleidung sollte das Unterrichtsklima und die Aufmerksamkeit der Schülerinnen und Schüler verbessert werden. Zwei Klassen erklärten sich bereit, im 9. Schuljahr während sechs Monaten eine einheitliche Schulkleidung zu tragen. Sie wählten aus fünf Entwürfen «ihre» Schulkleidung aus. Alle Eltern waren mit der Durchführung des Versuchs, inklusive einer Kostenbeteiligung, einverstanden.

Das Institut für Psychologie der Universität Basel begleitete das Pilotprojekt. Aufgrund der Befunde in der Forschungsliteratur wurde erwartet, dass sich innerhalb eines halben Jahres durch das Tragen von einheitlicher Schulkleidung keine Effekte einstellen würden. Diese Annahmen wurden bestätigt. Die Schüler befanden zunehmend, dass die Schulkleidung punkto Designs nicht ihren Erwartungen entsprach. Gleichzeitig konnte festgestellt werden, dass die Wichtigkeit und der Stellenwert von Kleidung über die Dauer des Projektes im Durchschnitt in den beteiligten Klassen deutlich abnahm. Dieses Resultat kann derart gedeutet werden, dass das Pilotprojekt bei den beteiligten Jugendlichen eine Auseinandersetzung mit und eine Sensibilisierung für Kleidung und Aussehen bewirkt hat. Erst eine über einen längeren Zeitraum angesetzte Studie kann klären, ob das Tragen von Schulkleidung auch die erwarteten positiven Folgen für Sozialklima, Klassenzusammenhalt, persönliche Leistungsbereitschaft und Selbstwert hat.

Aus schulischer Sicht ist das Projekt erfolgreich abgelaufen. Alle Schülerinnen und Schüler trugen bis zum vereinbarten Projektabschluss die einheitliche Schulkleidung. Auch die Eltern unterstützten den Versuch bis zum Schluss. Schulintern hat das Pilotprojekt eine intensive Diskussion über Kleidungs Vorschriften im Schulhaus sowie über den Konsum- und Marken Druck und dessen Auswirkung auf das Klassenklima ausgelöst. Die hohe Präsenz in den Medien hat dazu geführt, dass schweizweit an Schulen und in einer breiten Öffentlichkeit über Sinn und Unsinn von Schulkleidern diskutiert wurde.

Nach Auswertung des Pilotprojektes wurde schulhausintern die Fortsetzung an die Hand genommen. Zwei 2. Klassen des A-Zugs und viele Lehrpersonen starteten nach den Sommerferien in dunkelblauen T-Shirts mit einem klassischen, aufgestickten Löwen-Emblem das neue Schuljahr. Die T-Shirts werden aber auch an einzelne Schülerinnen und Schüler sowie

Lehrpersonen verkauft. Die Strategie wird sein, möglichst viele Personen, wenn möglich auch ganze Klassen des Schulhauses, für das Tragen des Schul-T-Shirts zu gewinnen. Auf den Winter hin wird die Beschaffung eines wärmeren Oberteils geprüft. Der bisherige Erfolg zeigt, dass aus dem Pilotprojekt die richtigen Schlüsse gezogen wurden.